

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 25. Sie glauben mich gar nit, wie ich mich ge- freut hen, wie ich gelese hen, daß der Kohl- streit gesteltt is. Ich möcht nor wiße, ob der Philipp, was mein Hosband is, die Sach ge- seltt hot; ich sin ziemlich scheue, daß er hot, bitahs er isich oft in Teim hinkomme. Ich wunnere awmer doch, warum er noch nit widder heim is; bitahs ich kann gar nit denke, was er noch für Wühne dort hot. Wenn er mich wenigstens noch emol geschrivt hat, awer davor is der Kunde viel zu jaul odder wie mer uff beisch sage duht, viel zu leßig. Noch nit ein Wort hen ich von ihm gehört, bis ich gesehen e Wühne von ihm gehört hen, wo er druff gesagt hot: „Liebe Lizzie, mit die Wohlthart schid ich dich en werthvolle Stein un do kannst du dich e Binn mache losse. Es ist jeht der heißste un losbarste Stein, wo's hot, womit ich beschleime Dein Liever Philipp.“ Das war all. Jeht weis ich nit gids odder gads. Hot er den Streit gesteltt odder hot er ihn nit geseht, is er gesund odder krank, odder is er mehde schon doht? Sell glaub ich off Kohrs nit, bitahs das häuß er mich doch schür genaug wiße losse. Ich hen die Wohlthart nach alle Seite gedreht, awmer en Stein hen ich nit finne könne un ich hen nit annerstet gebent, als daß er mich widder emol für e Tschens gefühlit hätt. Seit Morgen awmer do krieg ich mit die Mehl e kleine Backs un jeht hen ich gewiß, daß ich doch nit gefühlit gewese sin. Well ich hen die String gar nicht schnell genaug von die Backs mache könne, for zu sehn, was er mich geschickt hot. Sell hen ich mich vorgekomm, daß ich mich en Ring mache wollt losse, wann es en Deimant gewese wär. Ich geich Deimantkring artig aut. Awmer was denke Se, wie ich gefühlit hen, wie ich die Backs uff- mache un es war nids drin wie e wun- zig kleines Stüchle Hartholt! Könne Sie e den Tschob sehn? Ich kann nit. Ich sin gleich zu die Wedesweilern gange, un ich muß sage, ich sin froh, daß ich widder mit sie uffgemacht hen. Wiße Se, ich geiche auch nit, mit Jen- den Freundschaft zu halte, die Zeit sin viel zu schell un zu netisch un gönne ein noch nit die Auge im Kopp, mit so Zeit will ich nids zu dufn hen; die Wedesweilern is ja auch nit viel besser, awmer dieselwe Zeit hot sie doch en Weg, wo im nit so wech duht. Ich hen sie den Stein gezeigt un hen sie gefragt, ob sie nit beste beste, daß der Philipp e Hindoch is? Do hot sie ge- sagt, die Opinions hätt se schon im- mer gehabt, awmer in den petikuler Rechts do deht der Name doch nit so recht fitte. Sie best aber beste, der Philipp wär e Hornvieh mit Eichel- un Schwert. Wiße Se die Gschep- schen hot die Wedesweilern noch aus ihre junge Jahre, wie se noch fettie Kommetie mit ein gehabt hot, wo bei die Artilerie gestanne hot. Die Kie- meler hen ich dorchaus nit geliche, bitahs mer akicht doch nit, wann ein sein Mann schlecht gemacht hot. Ich weis ja gut genug, daß der Philipp nie Drehtudel kriegt kann, weil er kein Brein hot, awmer ich weis auch, daß er nit beste kann, das liegt in die Familie un das is auch alles, was er geerbt hot. Ich hen gefiecht, als sellt ich die Wedesweilern emol e diesentes Pies von mein Meind gewome, awmer dann wär gleich widder en Krach do- genese un das hen ich auch nit geliche. For den Kiesen hen ich das Sobich ge- drappt. Wie mer noch zusamme ge- spreche hen, do is der Wedesweilern in den Sienruhm komme un hot gesagt, Hello Lizzie, wie machts? Ich hen gleich genothig, daß er gut gefühlit hot, awmer das kann ein ja auch bei so en Saluhmerth, wo e ganze Dag mit die Kostiemerich drinke muß, gar nit wunnere un Sidasen kann doch so en Mann auch nit immer nemme. Wiße Se, ich weis daß von den Philipp, der duht mich in so Sache immer postie. Well, ich hen gesagt, o dante, gleich- falls, denn wenn en Mann gut fühlit, dann best mer ihn nit mid mache. Do hot der Wedesweilern gesagt: Sech, Lizzie, ich hen e Gidie, die is gar nit schlappia. Ludesier, dadurch, daß der Philipp fort is von hier, hen ich en ziemlich große Demmelsch in mei Bih- neß. Der Philipp war mein bester Kostiemer un wann er noch lang fort- bleibit, dann weis ich nit, wie ich's noch stende soll. Du kannst sehn, daß du mich do helse mußt, e wenig uff- mache, bitahs wann ich das Ding bei- den rechte Licht betrachte, bist du for zu blehme, daß ich den Demmelsch hen; wann du e Frau wärst, wo e wenig ebbes in sich hätt, was mer so uff beisch Kretzler nenne duht, dann hättst du zu den Philipp gesagt, du kannst nit fortzehn, soviel bist du den Wedesweilern schuldig, daß du sein Ruin mit erbeilliche berst. So hättst du srede müße, wann du ebbes un deine Freunde gewome best, awmer was vordie is, so kann mer nit mehr helle un behalbs sag ich, is es jeht deine Schuldigkeit, daß du mich e Feh- werr duht. In den Saluh, do is der Bierkollektor un en Wipke-Gischent un noch e ganze Kraut un ich will

hawe, daß du emol mit mich gehn duht.“ Ich hen nit annerstet getonnt wie mit ihm gehn un wie mer in den Saluh komme sin, do hot er gesagt, Kreinde un Mitberer, ich introube ihne jeht die Frau von unsern lieve Philipp, wo den Streit gesteltt hot. Do hen se all gesunge „Sie lieve hoch, hoch, hoch!“ un ich hen nit annerstet getonnt, als wie die Schentelmä- ner zu en Deint an mich zu inweide. Dann hot der Bierkollektor getriet un dann die annere un in e halwe Stund hot der Wedesweilern soviel Geld ein- genomme, daß er gleich den Bierkollektor hot bezahle könne. Ich sin schür, ich geiche den Weg, Bihneß zu dufn, doraus nit, awmer was kann mer mache, das is emol den Wedesweilern sein Weg. Ich hen mein Meind uff- gemacht, daß ich nit megr zu den Wedesweilern gehn, bis der Philipp wid- der da is. Ich sin doch kein Soder, sin ich? Mit bester Niehaards Jubrs Lizzie Hanffengel.

Muskapha's Wunsch.

Noch heute hab' ich ihn vor Augen, als sähe ich ihn lebhaftig — und er ist doch schon an die drei Jahre todt. Fast übermäßig groß war er, der alte Muskapha, und dürr wie ein Steden; die Stirn wie zerhackt von den Furchen, das Antlitz sonnenverbrannt — eine merkwürdige Erscheinung überhaupt. Siebzehn Jahre trug der krumme Rücken! Seit er den Gürtel um die Hüften gebunden, baggerte er Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend, auf beiden Ufern den Schotter aus dem Wasser und ließ ihn durch's Drahtnetz. Er holte den Kiez heraus und der Fluß brachte neuen. So raufte er sich Jahr für Jahr mit dem Fluße. — Der Kiez immer vor dem Neb, der Sand hinter ihm. Auf drei struppigen Pferdechen in sechs Körben frachtete dann der Alte den Sand in die Stadt, immer tapp — — tapp hinterdrein mit Hüß und Hef, die kalte Pfeife im Kragenfutter. Hat man auch seine feste Kundschafft, es ist doch ein schweres Bro! 's reicht alle Tage nur auf ein Mahl und alle Jahr auf einen Rod. Am Freitag nach dem Abhinda- Gebet sah er einmal mit elischen Alten auf der Brunnenbank vor der Mosche. Jeden Einzelnen verlangte nach Etwas — bodenlose Wünsche. „Sch — hätt' ich doch; was ich mir wente: — Schloßer und Dörfer!“ Dem Jocieten war gar nur ein Kaiser- rühm genaug — und dem Dritten fabelhafte, goldgefüllte Krüge. „Und Du — Muskapha?“ „Ich wolt! — ich wolt!“ — noch einmal jung sein, daß ich meinen Schotter graben könnt', wie einkens.“

Auch das noch.

Ein junger Mann, ohne Vorur- theile! heirathet eine furchtbar reiche, aber absterbende hüßliche Dame. Kurz nach der Hochzeit trifft er einen Ju- genofreund, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hat. Er erzählt ihm, daß er sich verheiratet habe, und sagt schließlich: „Komm doch morgen zum Thee, Du sollst meine Frau kennen lernen!“ Der Freund erscheint pünkt- lich zur festgesetzten Stunde, prallt aber beim Anblick der Herrin des Hau- ses entsetzt zurück; so hüßlich hatte er sie sich doch nicht gedacht. Nach der feierlichen Vorstellung entfernte sich die Dame, um einige Erfrischungen zu holen. „Nun, wie findest Du meine Frau?“ fragt der junge Ehemann. — „Wenn ich recht gesehen habe, hat sie wohl ein Glasauge!“ — „Aller- dings!“ — „Und wenn ich mich nicht täusche, stottert sie auch ein wenig!“ — „Sie scheint auch etwas zu hinten?“ — „Ganz richtig!“ — „Und dann habe ich noch bemerkt!“ — „In die- sem Augenblick lehrt die Dame zurück, und der Freund beginnt zu flüthern, um von ihr nicht gehört zu werden. Der „glückliche“ Gatte aber sagt em- pfindlich: „Du kannst ruhig lauter sprechen, taub ist sie auch!“

Eine historische Ernte.

In Raours, einer kleinen Gemeinde des französischen Departements Somme, befinden sich unterirdische Ge- wölbe, die während des spanischen Erb- folgekrieges von den Franzosen als Vorrathskammern benützt wurden. Als sich die Engländer 1709 nach der Schlacht von Malplaquet zurückzogen, zerriethen jene Räume in Vergeffenheit. Im November vorigen Jahres öffneten Bayern eines der Gewölbe und fanden darin eine große Menge gut erhalte- nen Weizens. Sie beschloßen, ihn als Saatgut zu benutzen. Die fast zwei- hundertjährigen Körner keimten vor- züglich und ergaben eine Ernte, die der aus frischem Weizen gewonnenen nichts nachließ. Eine Hauptbedingung für längere Erhaltung der Keimkraft von Samen, die im vorliegenden Falle zu- trat, ist bekanntlich vollkommene Tro- ckeneit. Andererseits scheint aus der Ab- schluß von der Luft hier von gün- stigem Einfluß gewesen zu sein.

Mit jedem Tage dümmter zu werden, gelangt einem leicht, der nur sich selbst und den Schmeichlern glaubt. Ein Frauenklub in Illinois hat von Präsident Roosevelt verlangt, er solle der Kohlenstreit - Schiedskommission ein weibliches Mitglied beifügen. Gut, daß Präsident Roosevelt über diese Forderung zu bestimmen hat und nicht der Kongreß, denn sonst hätte es ähnlich gehen wie in der Kantinen- frage.

Ein Bauer als Diplomat.

„So sende ich Dich, mein lieber Bruder, zu Kaisern und Königen, Du wirst die Sache unseres armen Volkes schon recht führen!“ Damit entließ Andreas Hofen seinen „Ge- sandten“ Sebastian Kiehl und gab ihm 25 Gulden Zehrgeld mit. Nach Linz und Wien ging der Weg — der gute Kaiser Franz konnte ja gar nicht wissen, wie es in Tirol ausfah und wie das gequälte Volt sehnlichst nach Hilfe spähte — nachher weiter in's russische Feldlager, an den britischen und preussischen Hof. Wie gafften ihn da die Höflinge an! Kom- der Gefandte ohne Gefolge und Uni- form, in seiner Lodenjude, auf dem Hut Gensbart und Abersbaum. Die großen Herren empfangen ihn und lasen seine Briefe, die er zwischen den benageligen Doppelpöbeln aufbewahrt hatte, hörten den treuerzigen Tiro- ler an, der gar anschaulich und be- wegt die Noth dabeim zu schildern wußte, und speisten ihn zuerst mit leeren Versprechungen und schönen Redensarten ab. Sebastian Kiehl ist eine der eigenartigsten Gestalten aus der Zeit jenes gewaltigen Ringens eines kleinen Bauernvolkes gegen den hundertfach überlegenen Feind.

Die eigenartige Stellung Sebastian Kiehls zu Hofen, dessen unbedingtes Vertrauen er genoh, seine großen Reisen an die Fürstenthöfe, seine glän- zende Vaterlandsliebe, der kein Opfer zu groß war, reiferen er sich sehr wohl, daß sein Andenken der Vergeß- lichkeit entrissen werde; er verdient es sicher, neben Hofen, Speckbacher und Hapfinger genannt zu werden. „Gar- ber-Basil“ nannte ihn in seiner eigen- nen Heimath, dem Jilzthal, Jedermann. Am 10. Januar 1828 war er als Sohn des Gerbers Peter Kiehl zu Haslach bei Zell a. B. geboren. Unter seinen mit vorliegenden Familien- papieren befinden sich Briefe an Frau und Kinder, die von großer Gemüthsreife nicht nur, sondern auch von ganz guter Beherrschung der deutschen Sprache zeugen; diese hatte er sich aber nicht in dem außerordent- lich dürftigen Schulunterricht, son- dern durch eifriges Arbeiten in spä- teren Jahren erworben. Raum er- scholl im Frühjahr 1809 der Ruf Andreas Hofen zu den Waffen, da stellte sich Sebastian mit seinem Bruder Jakob in des Vaterlandes Dienst. Von großer Bedeutung war den Jilz- tern natürlich die Herstellung rascher und sicherer Verbindungen unterein- ander; zum Volendisse konnten nur durchaus zuverlässige und erprobte Männer benndet werden. Seba- stian Kiehl wurde von Hofen und Speckbacher ausersehen, diesen Nach- richtendienst zu schaffen und zu überwachen; die wichtigsten und ge- fährlichsten Wege machte er selbst, und hundertmal sah er dabei dem Tode in's Auge.

Zum dritten Male war die Erhe- bung der Tiroler im Jahre 1809 durch gewaltige Heeresmassen unter- brüht worden; Tirol war von der Karte verschwunden und an seine Stelle „Südbayern“ getreten. Hofen, nicht minder groß im Tode wie im Leben, hatte auf den Wällen von Mantua verblutet. Wer von den Jilztern noch lebte, rettete sich ent- weder ins Ausland oder mußte sich verborgen halten. Speckbacher drach- te, dazu noch verbunden, sechs Wochen unter einem Dünghaufen im Kuh- stalle seines Hofes zu, während bay- rische Militär zu seiner Auspürung im Schloß einquartiert war. Speck- bachers treuer Knecht Georg Zoppel hatte allein Kenntniß davon, er ver- sah ihn mit Milch und Brot und brachte ihn endlich glücklich davon. Ein hoher Preis war auch auf Kiehl's Kopf gesetzt, doch gelang es ihm so- wohl wie seinem Bruder Jakob, zu entkommen, kannten sie doch jeden Schleichweg im Gebirge. Als im Frühlinge 1813 der Kampf Kuhl- lands und Preußens gegen Napoleon begann, schloßten die Tiroler Patrio- ten neue Hoffnung und sandten Se- bastian Kiehl in das Hauptquartier der Verbündeten. Am 19. Mai wurde er vom Kaiser Alexander im Lager zu Wurschen persönlich em- pfangen; in einem Briefe an seine da- heimgebliebene Frau gibt der biedere Tiroler eine begeisterte Schilderung von des Kaisers Person und seinem Interesse für das Schicksal des ge- knechteten Landes. „Seine Hand gab mir der hohe Herr darauf, daß er für uns sorgen werde.“ Mit wichtigen Depeschen reiste Kiehl nach Reichen- bach, wo ihm Friedrich Wilhelm der Dritte seine Versprechungen wieder- holte. Schon im Jahre vorher hatte Kiehl versucht, den englischen Hof für sein Volt zu interessieren. Der eng- lische Geschäftsträger A. Horn berich- tet darüber: „Der wadere Tiroler Sebastian Kiehl hat aus patriotischem Eifer für sein Vaterland auf eigene Kosten eine Reise nach London ge- macht, wo er sich zu mir begab und vor mir den Ministern Sr. großbri- tannischen Majestät vorgestellt wurde, auch von denselben das Versprechen aller möglichen Unterstützung für die Befreiung seines Vaterlandes, wenn sich eine schickliche Gelegenheit erge-

ben sollte, erhalten, mit welchem Trost er nach Aufenthalt von drei Monaten, und mit der vollsten Hochachtung aller, die ihn kennen lernten, wieder abgereist. Insonderheit ist ihm zu- gesagt worden, daß, wenn das Was- fengeld sich wieder wenden werde, bei einem Friedensschluß England da- für eintreten wolle, daß Tirol an Oesterreich zurückfalle.“

Als im Frühjahr 1813 der Auf- ruf zur Bildung freiwilliger Jäger- corps in Preußen erging, sammelte Jakob Kiehl, der in Berlin lebende Bruder Sebastian's, die im Lande zerstreuten Tiroler. Es waren zu- weilen Mittkämpfer Hofers, die sich hie- rer geflüchtet hatten; 278 Mann folgten dem Rufe, und diese Frei- schaar, welche dem 2. Bataillon des Lüchow'schen Korps zugetheilt wurde, war die einzige, die ihre National- tracht behalten durfte. Jakob Kiehl wählten die Tiroler zu ihrem Haupt- mann; alle, auch sein Bruder Seba- stian und Dr. Ennenhofer, der frü- here Geheimschreiber Andreas Ho- fer's, und später Professor an der Universität Bonn, ordneten sich ihm willig unter. Durch ihre Unerlösch- lichkeit und außerordentliche Treif- lichkeit zeichneten sich die Tiroler betari aus, daß Lüchow ihnen das ehrenbde Zeugniß ausstellte: Haupt- mann Jakob Kiehl erhielt nach dem Gefecht an der Goehde den russi- schen Adlerorden, nach der Belage- rung von Jülich das Eisene Kreuz und den scheidischen Seraphinenor- den; nur Oesterreich hielt eine Aner- kennung der Tapferkeit seiner Lan- destinder nicht für notwendig. Kurz nach Beendigung des Feldzuges ereig- nete sich bei dem Ufshiedsmahle, das die Offiziere der Tiroler-Kompagnie gegeben wurde, eine drollige Sce- ne. Als der Wein die Jünger bereits gelöst hatte, bat Hauptmann Jakob Kiehl den Marschall Vorwärts um ein Andenken, „und wenn's ein Feh- zen von seinem Janterl wäre.“ Lachend zog Blücher seinen Fajaren-Mittla aus und schenkte ihn, sammt dem auf- genähten Stern zum Schwarzen Ad- lerorden, dem überglücklichen Tiroler. Der Mittla wanderte mit nach Tirol und wurde lange Jahre in der Kiehl- schen Familie aufbewahrt, bis er mit der Zeit dem Messer der sammelnden Engländer und den Motten zum Opfer fiel. Den Stern zum Schwar- zen Adlerorden aber, den Blücher der Schlacht bei Leipzig auf der Brust trug, und die massiv-silbernen Knöpfe seines Mittlas werden noch heute als Familienheiligthum aufbewahrt.

Ende December 1814 trat Seba- stian Kiehl, ausgezeichnet durch die preussische Verdienstmedaille, die Heimreise an; die Prinzessin Wilhelm, die gern die Stelle als Jüremoth bei Kiehl's Töchtern Auguste und Marie übernommen hatte, entließ ihn reich beschenkt. Und nun kam der Dank vom Hause Oesterreich! Nach- stehend die wörtliche Abschrift eines Empfehlungsschreibens Joseph Speck- bachers: „Das Vorweisen dieses Se- bastian Kiehl aus dem Jilzthal, daß dieser Kiehl war von mir unterfertigt und Andre Hofen schon im Jahre 1809 als der vertraueste Rundscher- ter und Geschäftsträger, welcher sich in seinen Unternehmungen dorthin ausgehien, so zwar, daß ihm von allen Seiten wiederum neues Ver- trauen geschenkt wurde. Bey dermaligen Umständen, wo alle Unterneh- mungen in Betreff und Befreyung unseres Vaterlandes bey Staatsver- brechen verbotnen waren, so unter- fanfte sich Obiger aus Anhänglichkeit des Desi. Kaiser Hauses in Sorge um sein geliebtes Vaterland im 1812. Jahre eine Reihe auf eigene Kosten nach London in Groß-Bri- tannien, und im Jahre 1813 mit ge- heime Depeschen eben für unser Hei- mat und um Erledigung und Befreyung von Gefangenen in das Kais. Ruf. Hauptquartier, von wo er auch die tröstlichsten Nachrichten für unser armes Land mitbrachte. Es schmerzt mich Unterfertigten tief, daß ich mich ganz außer Stande befinde, die Ver- dienste dieses patriotischen Ehrenman- nes zu belohnen, dessenwegen sehe ich mich gezwungen, als Fürbitter auf- zutreten und ihn zu einer würdigen Belohnung dringend zu empfehlen. J. Speckbacher, Würtlicher Major.“ Aber Oesterreich hatte vollständig ver- gessen, was jene Männer aus reiner Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem Kaiserhause geleistet und geküsten hal- ten. Lange Jahre dauerte es, ehe man ihm überhaupt antwortete; dann wurde geehrt und gehandelt, und schließlich warf man ihm ein Almosen hin. Das war die Zeit, wo man an- derwärts den Veteranen die Erlaus- nung gab, mit dem Leierkasten umher- zugehen. Kiehl starb am 3. Febru- ar 1821 in seiner Heimath, ein ein- sacher Bauer, aber ein ganzer Mann, ohne Furcht und Tabel, ein leuchten- des Beispiel selbstloser Vaterlands- liebe.

„Vereinigete Staaten von Europa“

— wie Holz das Klotz! So lange aber nur Carnegie und nicht auch Morgan sich für den Plan interessirt, ist die Sache doch sehr problematisch.

Meine Erbschaft.

Stizze von Schulte vom Brühl.

Ich sah an meinem Reaktionsstich und war gerade damit beschäftigt, die letzte Landtagsberhandlung für mein Leser mundgerechter zu machen, indem ich die Reden der Volksvertreter so viel wie möglich zusammenstrich, als ein Brief von verdächtigen Aussehen bei mir abgelesen wurde. Mein Schreck war nicht gering, als ich am Kopfe des Umschlags in würdevollen gotischen Buchstaben die Firma aufgedruckt er- blickte: Königlichs Amtsgericht.

Bei Gott! ich bin kein schlechter Mensch, aber in unserem Lande der Preshfreiheit empfängt nun mal ein Journalist kein gerichtliches Schreiben, ohne daß ihm nicht sogleich der Ge- dank an eine Anklage wegen Majes- tätsbeleidigung, Verächtlichmachung von Staatsinstitutionen, wegen gro- ben Unfugs oder dergleichen schwer auf die Seele fielen. Mit zitternden Hän- den riß ich daher den Umschlag auf. Gottlob, nichts Dergleichen! Nur eine Vorladung in's Zimmer No. 10. 10. 10. „in Sachen: Erbschaftsangelegenheit.“ Ich sprang auf und lief erregt im Zimmer auf und nieder. Was, zum Teufel, habe ich denn mit einer Erb- schaft zu thun? Mein Vater, leider schon lange todt, meine Mutter zum Glück noch lebend und gesund, und in der weiten Welt Keinen, den zu beerben ich hätte Hoffnung hegen dürfen.

Die Geschichte war mir doch zu dumm. So sehte ich mich denn hin und ließ ein Schreiben an das Gerich- los, worin ich wegen Behinderung um eine Hausauschiebung des Termins bat und dabei der Hoffnung Ausdruck ver- lieh, daß sich bis dahin vielleicht auch der Irrthum aufgelöst habe, denn ich wußte positiv, daß ich keinerlei Erb- schaft zu erwarten hätte. Den Brief sandte ich an das Gericht. Bald lehrte mein Abgesandter zu- rück und brachte mir den Bescheid, daß mir die Terminüberschiebung umgeben amtlich mitgetheilt werden würde, und daß es mit der Erbschaftsangelegenheit ihre vollkommene Richtigkeit habe. Es sei die Rede von einer Waldbesißung oder etwas Derartigem gewesen.

Als ich zum Essen heimkam, über- reichte meine Frau mir einen Brief mit den Worten: „Ich wollte ihn Dir erst nicht geben, da vielleicht etwas Unan- genehmes darin enthalten ist, denn er kommt vom Gerich.“

Ich öffnete das Schreiben. Natür- lich, die abgeänderte Terminansage, diesmal an meine Privatadresse abge- sirt. Und unten in der Ecke stand ge- schrieben: „Es liegt nicht, wie Sie ver- muthen, ein Irrthum des Gerichts vor, es handelt sich vielmehr um ein Objekt in der Vauer'schen Butehneite.“

Ich warf das Papier auf den Tisch, fahle meine Frau um die Taille und sagte: „Minners, wir haben geerbt, feudal geerbt! Wir haben ein Gut be- wohnt gekriegt! Und nun wirbelte ich meine Frau im Zimmer herum, bis mir der Athem ausging. Und unser Töchterchen hopfte mit uns herum und laudete: „Ein Gut ein Gut! Jeht werden wir Gutsbesitzer!“

Wir ließen unsern Essen im Stich und stiegen zu Berge, eine Treppe hoch, wo mein Arbeitszimmer liegt. Ritter's Orlaterikon belehrte uns dort alsbald, daß Butehneite eine Bauerschaft von etwa achtzig Seelen im Wünlertalbe- fetra.

„Haha, jeht kommen wir der Sache schon näher,“ triumphierte ich. „Also in Westfalen liegt das Ding und ganz Westfalen stied voll von meinen Ver- wandten, die ich meist gar nicht kenne. Da wird der Testator wohl irrend so'n Vetter oder so was sein, ein Mensch ohne direkte Nachkommen an Leibes- erben.“

Ich trante nun eine Karte der Pro- vinz Westfalen hervor und demüthigte mich, mit Hüße derselben die Situa- tion näher zu erforschen. Die Bauer- schaft war natürlich nicht verzeichnet, aber daß sie in der Nähe der Lippe hinterwärts von Haltern lag, das glaube ich nach den Angaben im Rit- ter annehmen zu dürfen. Auch meine beiden Damen bildeten eifrig in die Karte und betrachteten sich die Gegend. „Mein Gott!“ sagte meine Frau. „Da herum stehen aber wenig Namen. Das scheint mir doch eine recht einsame Landtschaft zu sein.“

„Das Annere Westfalen's ist nicht mit vielen Dörfern gesamt,“ bojarte ich. „Da trennt sich das Land in lauter einzelne Höfe, auf denen der Bauer selbstherrlich residirt, wie ein kleiner Fürst. Das Ganze gemahnt noch an die Wirttschaft des altgermanischen freien Bauern und Schelings.“

Diese Auslegung von den Beiden wohl zu gefallen. Als ich am bezeichneten Tage zu Gerichte zog, da sagte meine Frau noch an der Hausthür: „Seh' denn in Got- tes Namen, Schatz, und erledige alle Formalitäten recht ordentlich. Und wenn ich denke, wie nervös und abge- arbeitet Du man'mal bist, dann ist's am Ende doch als ein Glück zu betrach- ten, daß du das Gut in den Schooß fiele.“

persönlich bekannter, lebenswürdiger älterer Herr.

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen die Lauferei machen mußte, aber die Ordnung will es nun einmal so,“ sagte er. „D bitte, um so eine Sache läßt man sich die gerichtliche Umständlichkeit schon gern gefallen,“ entgegnete ich lächelnd. Er deutete auf einen abge- schuppten Lederstuhl. Ich sehte mich, er sehte sich und suchte in einem Alten- fascikel herum. „Hm ja, Sie sind der nud der. Ich kenne Sie ja. Ihr Herr Vater lebt nicht mehr und Ihre Frau Mama, Sie und fünf, hm, nein, sechs Geschwister sind seine Erben.“

„Aber die väterliche Erbschaft ist ja doch schon seit Jahren erledigt, Herr Gerichsrath,“ wandte ich ein. „Und was hätte das mit diesem Waldbesiß zu thun?“

„Hat Alles seine Bewandniß bei Gerich. Es hat sich da nämlich durch den Tod einer gewissen Wittwe Johanna Sibilla Reuter in Butehneite erwiesen, daß Ihr verstorbenen Vater da noch eine Hypothek auf einem der besagten Wittwe Reuter gehörigen Grundstück stehen hat. Hm ja, und diese Angelegenheit müßte jeht geregelt werden.“

Er blätterte in den Alten herum. „Es handelt sich da nämlich um ein in dem District Agetopp gelegenes, dreihundertfünfzig Aar und vier-Quadrat- meter großes Waldgrundstück, zum Theil mit Eichen-Stanzenholz, zum anderen Theil mit Haibtraut und Kienrübchen bestanden.“

„Ist dies das ganze Objekt?“ fragte ich mit beiserer Stimme. „Allerdings!“ Und indem er weiter in dem Altenflüch herumblätterte, er- gänzte er seine Mittheilung stoisch: „Hm ja! Das wäre also das Grund- stück. — Die selbgerichtliche Tare ist da auch bemerkt — sechshundert Mark. Der jährliche Nutzungswert aber nur mit acht Mark fünfundsiebzig Pen- nige angegeben. In bischen wenig! Schlechte Verzinzung bei sechshundert Mark Werth. Hm ja, die Landwirth- schaft! Da soll er behaupten, daß sie keine Noth litte. Sie sind also Mit- erbe und sind natürlich mit der Sache einverstanden?“

„Nein, ganz und gar nicht, Herr Gerichsrath! Ich verzichte, ich leiste auf das Entscheidende Verzicht!“ schrie ich und fuhr von meinem Stuhl auf. „So, Sie leisten Verzicht. Das könn- ten Sie. Und so wollen wir das hier gleich fristullen, damit Sie wenigstens keine weitere Lauferei davon haben. Zu weissen Gunsten also leisten Sie Verzicht?“

„Da ich Ihnen das Grundstück zu meinem Theil wohl nicht anbieten darf, Herr Gerichsrath, so mag es meine Mutter zu dem ibrigen schlagen.“

Nach mehr als halbstündiger Fra- gerei, Schreiberei und Unterzeichnerei war ich meinen Waldbesiß glücklich wieder los und hatte überdies das freundliche Anfinnen des Gerichts, mich mit meinen Brüdern in America ins Einbernehmen zu sehn, um dem Gerich weitere mühsame Umständlich- keiten in dieser Sache zu ersparen, energisch abgewiesen.

Als ich nach Hause kam, fand ein üppiges Mahl zur Feier des bedeutsa- men Tages gerichtet, eine sinnige Ueberraffung meiner Frau. Nun mußte ich aber doch lachen. Und nach- dem ich den Hergang der gerichtlichen Verhandlung erzählt und nachdem Frau und Töchterchen in einem betrüb- ten Augenblick ihre Hühnerzucht, ihr Pönnspann und ihren Winterauf- enthalt an der Riviera still begraben hatten, lachten auch sie herzlich los und freuten sich schließlich, daß Alles beim Alten bleiben sollte.

„Na, wir würden demnach keine nothwendigen Agrarier,“ sagte ich. Und meine Frau meinte: „Ein paar Tage haben wir nun doch unseren eiligen Spah an der Erbschaft gehabt. Und unter Freund Hans in Stuttgart hatte mal wieder recht, als er meinte, daß die Vorfreude doch immer die beste Freude sei.“

Wenn der Candy-Trutt nur halb- wege dem Beispiel des Fleisch-Trustes folgt, werden die Zahnärzte verarmen, und unsere künftigen Generationen wenigstens Zähne haben, um sich durchzubeißen. * * *

Kommt Dir der kleinste Sonnenstrahl Auf Deinem Lebenspfad entgegen — Rauch fang' ihn ein! Umgibt die Nacht Dich dann einmal, So wird er Dir zu Deinem Segen Die Sonne sein! * * *

Die Einfangung der Spithuben, welche in Ulica, N. J., einem Kauf- mann 1700 Pfund Limburger Käse gestohlen haben, sollte den Spürnasen der dortigen Polizei leicht sein. * * *

Erst wenn die Erkenntniß uns nicht mehr nur streift, wenn sie uns packt, uns rüttelt, uns umkehrt und festhält, dann ist sie unser geworden und verdient ihren Namen auch an uns. * * * Während die Gelehrten sich darüber freiten, ob Fleisch von tuberkulösem Vieh gefährlich ist oder nicht, wird das Publikum mit gesundem Menschen- verstande darauf bestehen, daß man ihm Fleisch von gesundem Vieh liefert. * * * Die meisten Menschen sind schlechter nezen sich, als gegen Andere. * * * Nun aber fort mit den Weichhosen, sonst wird der Laundry-Trutt zu reich!